

KURT OESTERLE
Porträt bei laufendem Tonbandgerät
Die Reutlinger Emigrantin Erna Hirsch

Das Tonbandgerät läuft an. Erna Hirsch kommt ins Stottern. Kurz zuvor hat sie noch schwungvoll und selbstbewußt erzählt. Da stand das Band still, und die achtzigjährige Frau war nur eine unbefangene Gesprächspartnerin, keine Zeitzeugin, von der gültige Sätze erwartet werden. „Mein... ich... ja... was soll ich sagen?“ So fängt sie an, so bricht sie ab. Sie wartet auf das richtige Stichwort, von mir oder aus dem eigenen Inneren, sie sucht einen Weg, der hineinführt in die Geschichte ihrer Emigration, und wär's nur ein Schleichweg, der irgendwann auf größere Erzählbahnen führt. Gäbe es einen Anfang!

Sie spricht von ihrer Kindheit: daß sie ein zartes und ängstliches Mädchen war, das nur bei angelehnter Zimmertür einschlafen konnte und bis ins Konfirmandenalter am Sonntagmorgen immer ins Bett der Eltern kroch. Ja, sie war glücklich, zu glücklich - und durch nichts vorbereitet auf das, was kommen sollte. Lange verharrt sie im Vorhof ihrer Erzählung, sie will sich von den Lichtblicken der Kindheit nicht losreißen.

Das Tonbandgerät läuft und zeichnet die Stille der Sprechpausen auf. Über dem Sofa hängt das Bild eines Mädchens mit himmelblauem Hut. Das Mädchen blickt verträumt über die Schulter und lächelt, fern aller Schatten und Schrecken. Erna Hirsch hat das Porträt der Wohlbehüteten in einem Sparkassenkalender gefunden, es ausgeschnitten und auf Holz geklebt. „Mein... ich... ja... was soll ich sagen?“ Eine Woche zuvor hatte ich sie angerufen und gefragt, ob sie mir ihre Geschichte erzähle. Fast übermütig hatte sie zugesagt. Ich hatte die Geschichte ihrer Flucht und Heimkehr sieben Jahre früher schon einmal aufgezeichnet, einstündig, fürs Radio; mir war das Gefühl geblieben, ihrem Stoff mit technischen Mitteln Gewalt angetan zu haben: Schnitte, raffende und kommentierende Überleitungen, Musik, Abmoderation, alles in allem 59 Minuten 31 Sekunden, dann die Kurznachrichten. „Ja, kommen Sie“, hatte Erna Hirsch am Telefon gesagt und lachend hinzugefügt: „Diesmal erzähle ich Ihnen die ganze Wahrheit.“

Auf dem Tisch, rund um einen Tulpenstrauß, sind ihre Dokumente ausgebreitet: ein blaues und ein rotes Notizbuch, Ansichtskarten in Schwarzweiß, eingerissene Photographien und die lappigen, unendlich oft zusammen- und wieder auseinandergefalteten Papiere der Emigration.

Oben auf dem Dokumentenberg ein Paßbild: Barcelona, 3. Januar 1934. Erna Hirsch, die damals noch ihren Mädchennamen trug, in einer Pelzjacke mit riesigem Kragen, über dem linken Ohr eine weiße Angoramütze, davor in der Stirn eine große, sorgfältig eingedrehte Locke, einen „Herrenwinker“, wie sie sagt. Ganz verliebt in ihr eigenes Jugendbildnis, beschreibt die alte Frau das Photo. Vorsichtig, schützend hält sie es in der halbgeschlossenen Hand.

1932, in ihrer Heimatstadt Reutlingen, verliebte sie sich in Walter Hirsch. Er war Jude, und sie wollte auch jüdisch werden. Er schwärmte ihr vom Auswandern vor, hatte bereits zwei gescheiterte Emigrationsversuche hinter sich. Er träumte von der Stille des argentinischen Pferdezüchterlandes. Walter José Hirsch, so nannte er sich. Es zog ihn immer in den Süden der Welt, sagt sie, wo er nicht so aufgefallen wäre. Er hatte nichts Völkisch-Rosiges an sich. Bis ins Jahr 1933 war Walter als Vertreter unterwegs, er ging von Tür zu Tür, von Kunde zu Kunde. Sie blickten in sein Gesicht, aus Augen schmal wie Schießscharten; und er, auf dem Schuhabstreifer stehend, fühlte, was sich in ihren Zügen, Worten, Handbewegungen ankündigte. „In Reutlingen war er bekannt wie ein bunter Hund“, sagt sie. Reicher Leute Sohn, der sich proletarisiert hatte und doch ein Dandy blieb, aber jederzeit in Reichsbanneruniform aufkreuzen konnte. Jude, Sozialdemokrat, Arbeiterschwimmsportler, Republikverteidiger, Snob. Er paßte in viele Haßmuster, und Erna Hirsch sagte, sie haßten ihn „wegen überhaupt“. Walter wollte wieder fort aus Deutschland, diesmal nach Palästina. Vorher wollten sie heiraten, ein jüdisches Ehepaar werden. Erna war bereits aus der Kirche ausgetreten und nahm jüdischen Religionsunterricht. An Freitagabenden wurde sie zu Walters Eltern eingeladen, zum Sabbatbeginn. Sie sollte wissen, was da zu tun war: Die Hausfrau zündet die Sabbatlichter an und segnet sie. Dabei verdeckt sie die Augen mit den Händen, die Handflächen den Lichtern zugewandt. Erna mußte lachen, überrascht davon, daß die Männer in geschlossenen Räumen Kopfbedeckungen trugen. Sie stimmte sich als Zwanzigjährige darauf ein, Jüdin zu werden, verliebt und ohne Zukunftsangst, in einem Wohnzimmer voll hellem Sabbatlicht, nur zwei Stockwerke über der Straße mit den Fackelzügen der Braunhemden. Ganz unbemerkt sagt sie oft ins Mikrofon: „Wir Juden“. Einmal erschrickt sie mitten im Erzählen: „Sein Grab!“, ruft sie plötzlich aus, „es wird doch nicht geschändet sein!“ Vor unserem nächsten Gesprächstermin fahre ich nach Stuttgart zum Friedhof Steinhaldenfeld. Walter Hirschs Grab war nicht geschändet worden, es gab kein unscheinbareres auf dem ganzen Friedhof. Der Stein ein kniehohes Sockel, die Inschrift nur mit dem Finger lesbar:

„WALTER HIRSCH 2. Mai 1908 / 6. August 1961“. Die Gewalt von Siebzehnjährigen hatte sich über andere Gräber hergemacht, über die neueren mit den Zeichen lebendiger Totentrauer, über die hohen, spiegelblanken Erinnerungsmonumente. Der gelbe Stern war auf die grauen und schwarzen Grabsteine gespritzt worden; und in Weiß das Hakenkreuz, selbst auf dem grünen Rasen. Buchstaben von Namenszügen, Zahlen von Geburts- und Sterbedaten waren mit Hammer und Meißel herausgesprengt, viele Steine umgestoßen worden. Einzelne von ihnen, so wie auch einige Grabplatten, hatte man ganz oder teilweise zerschottert gefunden, durch Schläge von deutscher Wut und Gründlichkeit. Rings auf den Grabsteinen häuften sich überall die kleinen, von den Friedhofswegen aufgelesenen Steinchen: Gedächtnisgaben der Besucher - eine noch symbolisch gewährte Tradition aus nomadischer Zeit, als die Gräber der Toten mit Felsbrocken oder Schieferplatten beschwert wurden, zum Schutz gegen Aasfresser und Leichenräuber. Walter Hirschs Grabsockel war leer, nur mickriges Moos und ein paar Flechten breiteten sich darauf aus.

Aus: Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur., Manfred Bosch (Hg.), Edition Klaus Isele, Eggingen 2001, Seite 534 - 535